

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 6

Artikel: Weltgericht
Autor: Faesi, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633852>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Belletristischer Teil der „Berneſer Woche.“

Weltgericht.

Von Robert Saesi.

Das Jahr iſt groß wie ein getürmter Berg.
Bleich ſteht
Vor ſeinem rieſenhaften Ragen
Der Höchſte wie ein Zwerg
Und richtet ſein Gebet
Entjezt hinauf, und wird wie Glas zerſchlagen.

Das Jahr iſt unermeflich: eine Slut,
Die hoch und höher aller Menſchenbrut
Bis an die Hüften, an die Kehle geht:
Der Kleinſte reckt ſich und beginnt zu ragen.

Das Jahr iſt jäh und brauſt als ein Orkan
Der bald
Das loſe Laub und hohle Holz verweht,
Und noch der Starke iſt vor ſeiner Bahn,
Nicht anders als ein ſchwacher Stamm im Wald,
Der nur mit vielen Stämmen widerſteht.

Das Jahr iſt wie ein lodernder Komet,
Der ſingend ob geſträubten Häuſtern geht:
Im grellen Schein wird alles offenbar
Was iſt und war —
Wohl dem, der vor dem Weltgericht beſteht.

Tobelvolk.

Eine Vorſgeschichte von Paul Slg.

3

Er hätte nie gewagt, dieſen Vorſchlag zu machen. Immer ging ſie voran, tatkräftiger, ehrgeiziger als er fürs gemeinſame Glück. Beſchämt, innig erfreut drückte er ihren Arm an ſeine Bruſt: „Daß du ſo tapfer ſein könntest, hätte ich nie, nie geglaubt. Du biſt ja heute tollkühn wie ein Roſak.“

„Aber das ſage ich dir gleich!“ unterbrach ſie ihn, wieder ſtehenbleibend, „du mußt denn nicht etwa mich allein reden laſſen. Je mehr du auftrumpſt und tuſt, als wenn du nur die Hand auszuſtrecken brauchtest, deſto beſſer für uns!“

Wahrhaftig, er mußte ſich beſtändig an die Stirn faſſen, ob denn dieſe fleiſch- und blutgewordene Kriegs-erklärung, dieſes Lauffeuer an ſeiner Seite noch die geringſte Aehnlichkeit hatte mit jener ſanften Elsbeth Städler, die er vor zwei Monaten zum erſtenmal ans Herz drücken durfte.

„So hat mir denn das goldene Kreuz doch zum Segen geleuchtet!“ fiel ihm wieder ein. Erfabt von ihrer mutigen Stimmung, verſprach er ſeinem Mädchen, jezt und künftigt wie ein Mann für ſie zu kämpfen.

Als ſie aber ſo bräutlich verſchlungen vor dem im Villenquartier gelegenen Haus ankamen, an deſſen Pforte geſchrieben ſtand: Oberſt Hardmeyer — mußte er doch alle Kraft zuſammennehmen. Nein, ſo gar leicht war's nicht, die Hand auszuſtrecken nach den begehrteſten Gütern

und ſich auf gleichen Fuß zu ſtellen mit wurzelſtarken, altehrwürdigen Familien! Wenn man Zeitlebens zum Tobelvolk gehört hatte! Etwas von jener Erdenſchwere und ſklaviſchen Ehrfurcht des Armenquartiers blieb immer hängen an dem, der nicht die Frechheit zum Gevatter hatte. —

Vollgeſtopft mit Verlobungstuchen, ausgerüſtet mit dem Segen und hundert guten Ratſchlägen der reſoluten Tante, den Rücken gehörig geſtärkt, wanderten die zwei am Abend ſeelenvergnügt dem Bahnhof zu. Sie hatten den gewohnten Heimkehrzug verſäumt; es war halb acht. Und von dem Moment an, da Heinrich dieſes bemerkte, ergriff ihn eine fröſtelnde Unruhe, ſo daß Elsbeth, die einmal vergeblich auf Antwort wartete, verwundert fragte, was denn auf einmal wieder in ihn gefahren ſei!

Auf dem Bahnſteig wurde ſeine ſchlimme Vermutung zur Wirklichkeit. Der erſte Menſch, dem ſie begegneten, war die ſchwarze Marei. Die beiden ſahen ſie faſt zu gleicher Zeit, unwillkürlich ließ Elsbeth ſeinen Arm fahren, während Heinrich den Hut tiefer ins Geſicht zog. Obwohl ſich Mareis Blick mit dem ſeinen kreuzte — gleich zwei feindlichen Klängen vor dem Ausfall —, grüßte er ſie nicht und nahm auch weiter keine Notiz von ihr, aus Furcht, ſie möchte ſich ihnen anſchließen, was Elsbeth ohne Zweifel ſehr peinlich geweſen wäre. Es gab alſo keine andere Rettung für ihn als dieſe Gemeinheit, ſofern er die heute eroberte Stellung nicht verwegen aufs Spiel ſetzen wollte.

„Wenn wir nachher zu Hauſe ſind,
Wird ſich ſchon alles finden“ —

mußte er denken, und ſeine ſtolzen Empfindungen begannen wieder rapid zu ſinken. Einmal zahlte wohl jeder ſolchen Tribut an die Venus der niederen Triebe, ohne ſich deshalb graue Haare wachſen zu laſſen! Er vergaß im Augenblick ganz, daß Marei außerdem den Vorzug hatte, ſeine Baſe zu ſein!

Das verwünſchte Abenteuer ſchien übrigens gut abzulaufen. Unbeheſtigt gelangte das Paar in den Wagen, und während der Fahrt holten ſie alles reichlich nach, was ſie auf dem Hinweg verſäumt hatten. Elsbeth rührte mit keinem Wort an die unliebsame Begegnung und Heinrich ſagte nur obenhin, gleichfalls zur Verſchleierung ſeines fragwürdigen Verhaltens: „Auf Neujahr — das iſt jezt ausgemacht — zieh' ich in die Stadt. Es war ja nur ſo eine einfältige Heimwehſtimmung, weſwegen ich mich ſeinerzeit dort oben einquartierte. Denn im Grunde habe ich mit den guten Leuten doch gar keine Berührungspunkte mehr. Das wird man mir zugeben müſſen!“

Aber rot wurde er doch, wie er das ſo ſagte.

„Wir können uns dann immer bei der Tante treffen!“ meinte Elsbeth ſchnell. Das andere Thema ließ ſie lieber fallen, wengleich ihr mit Heinrichs Ankündigung eine ſchwere Laſt abgenommen war. Schmeichelhaft war es einmal nicht für ſie, daß ihr Geliebter mit Krethi und Plethi zuſammen im Tobel haufte.